

Karl Epstein: Weihnachten 1942. *Ein jüdischer Waisenjunge erlebt in Berlin die deutsche Weihnachtswunderwelt – in Gesellschaft eines deutschen Wehrmachtsoffiziers ...*

Weihnachten 1942:

*Ein jüdischer Waisenjunge erlebt in Berlin die deutsche
Weihnachtswunderwelt – in Gesellschaft eines deutschen
Wehrmachtsoffiziers ...*

*Die alternative Weihnachtsgeschichte
von Karl Epstein*

WEIHNACHTEN 1942

Autor:

Karl Iosifowitsch Epstein

Ul. Woroschilowa, 12-11

20300 g. UMAN'

Tscherkasskaja obl.

UKRAINE

Tel. 0038 – 04744 – 3 07 07

Herr Epstein ist heute

Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Uman.

Übersetzung aus dem Russischen und Lektorat:

Gabriele Pässler, Strittmatt 50, D-79733 Görwihl

Tel. 07754 – 92 94 39

www.g-paessler.de, info@g-paessler.de

Mitgewirkt hat **Frau Gisela Maisch** – Danke!

Weihnachten 1942:

*Ein jüdischer Waisenjunge erlebt in Berlin die deutsche
Weihnachtswunderwelt – in Gesellschaft eines deutschen
Wehrmachtsoffiziers ...*

*Die alternative Weihnachtsgeschichte
von Karl Epstein*

WEIHNACHTEN 1942

Der Transport ging nach Westen. Die Waggonen waren voller Burschen und Mädchen, alles zukünftige „Ostarbeiter“. Sie kamen aus Bar im Oblast Winnitza und sollten in deutschen Fabriken arbeiten. In jedem der Waggonen waren fünfzig Menschen, so viele fanden auf den strohbedeckten hölzernen Pritschen Platz.

In einem dieser Waggonen fuhr auch ich, der jüdische Junge Karl Epstein. Durch ein Wunder war es mir gelungen, zwei Judenpogromen (Pogrom [russ.] – Verwüstung) zu entkommen und mich zu retten. Alle anderen Juden in meiner Stadt Dunajewzi im Oblast Kamjenez-Podolski waren umgekommen. Ich war damals zwölf Jahre alt.

Der zweite Pogrom in Dunajewzi hatte am 19. Oktober 1942 stattgefunden. Damals erschossen die Deutschen mit aktiver Beteiligung der ukrainischen Hilfspolizei, der sogenannten Schutzmänner, alle Bewohner des dortigen jüdischen Gettos. Sich vor diesem zweiten Pogrom zu retten, gelang nur sehr wenigen Menschen, unter anderem auch mir. Die allerschwierigste Frage war: Wohin sollten wir nur gehen, wohin? Wohin sollte *ich* gehen, *wohin*? Die ganze Zeit stellte ich mir diese Frage.

Nachdem es mir gelungen war, vor dem Polizisten aus Gortschischno davonzulaufen – er wollte mich zum Erschießen nach Dunajewzi

zurückbringen –, beschloss ich, zu den Rumänen zu gehen. Im Getto hatte es immer geheißsen, dass ein Teil der Ukraine von den Rumänen besetzt sei und dass die Rumänen die Juden nicht umbrächten. Ich wusste, dass das rumänisch besetzte Gebiet hinter dem Juschni Bug, also jenseits des südlichen Bugflusses, lag, und beschloss, mich dorthin durchzuschlagen, nach Bar im Oblast Winnitza. Ich ging nur bei Nacht, tagsüber war es zu gefährlich. Ich verbarg mich im Wald, in Hainen und Gehölzen und in verlassenem Schützengräben.

Ich marschierte auf der Landstraße Richtung Winnitza und kam richtig an den Juschni Bug, nach Bar. Am Brückenkopf stand der rumänische Wachtposten, und ich wusste, wenn ich an dem vorbei käme, wäre ich auf rumänischem Gebiet – in Sicherheit. Auf der anderen Seite der Brücke war ein deutscher Wachtposten – und dahinter lag Bar, dort waren die Deutschen die Hausherren.

Um auf das rumänische Territorium zu gelangen, musste man dem rumänischen Posten etwas geben, und wenn es nur ein Stück Seife war, aber ich hatte gar nichts. Meine wiederholten Versuche, trotzdem an ihm vorbeizukommen, endeten damit, dass er mich schließlich wegjagte.

Es war Ende Oktober und sehr kalt, der Regen gefror zu nassem Schnee. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als am deutschen Wachtposten vorbei auf das deutsche Territorium zu gehen. Ich schloss mich einer Gruppe von Bauern an, die zum Markt wollten, es war Sonntag – Markttag. So gelang es mir, die Brücke zu überqueren, ich kam am deutschen Wachtposten vorbei und gelangte zum Markt, der direkt am Grenzfluss gelegen war. Aus Dunajewzi war ich nun über das Dorf Gortschischno und die Städte Minkowzi, Nowaja Uschitza, Staraja Uschitza und andere Ortschaften nach Bar gekommen, und wieder befand ich mich auf von Deutschen besetztem Gebiet und nicht auf rumänischem.

Einige Tage lang versteckte ich mich in den Häuserruinen am Stadtrand von Bar. Nachts zitterte ich vor Kälte und tagsüber trieb ich mich auf dem Basar herum, aber es gelang mir nicht lange, mich zu verstecken, denn auch hier in Bar hatten die Deutschen vor Kurzem einen Judenpogrom durchgeführt. Ukrainische Polizisten durchstreiften die ganze Stadt auf der Suche nach entkommenen Juden. Bei einer der Razzien auf dem Basar fiel auch ich in ihre Hände. Die Polizisten schnappten mich und brachten mich zur deutschen Kommandantur. Der Diensthabende dort (oder war er der Kommandant?) war ein Deutscher. Als sie mich zu ihm brachten, fragte er: „Du bist Jude?“ Ich stand da und schwieg und gab den Anschein, kein Wort zu verstehen. Er brüllte mich an: „Hosen ap!“ Ich blieb stehen und rührte mich nicht – als hätte ich wieder nichts verstanden. Da warf sich der Übersetzerpolizist auf mich und zog mir die Hosen herunter; nackt bis zum Gürtel stand ich da vor den Deutschen.

Nachdem der Deutsche sich überzeugt hatte, dass ich nicht beschnitten war und also kein Jude sein konnte, befahl er, mich ins Zuckerwerk abzuführen. Dort sammelten die Deutschen die ukrainische Jugend, Burschen und Mädels, um sie zur Arbeit nach Deutschland zu schicken. Und hier in der Zuckerfabrik Bar ließ ich mich registrieren als Wladimir Pawlowitsch Sabotjuk, geboren 1928 in Donbass. Sabotjuk – so hatte mein Klassenkamerad in Dunajewzi geheißsen, der in der dritten Klasse neben mir saß. Dokumente wurden keine verlangt bei dieser Registrierung, damals hatte in der Ukraine noch keiner einen Ausweis. Alle Mädchen und Jungen, welche die Deutschen zur Arbeit nach Deutschland schickten, nannten einfach ihren Familiennamen, ihren Vornamen und ihr Geburtsjahr. Ich wusste nicht, dass Donbass eine Gegend ist am Unterlauf des Don, und dass es dort Städte gibt, und offensichtlich wusste dies auch der Deutsche nicht, der mich registrierte, auch wenn er russisch sprach. Also schrieb er auf: Sabotjuk Wladimir aus Donbass. Erst im Zug klärten mich die Mädels auf,

dass es im Donbass Städte gibt, zum Beispiel Spalino. Also beschloss ich, mich zukünftig als früherer Bewohner von Spalino im Donbass auszugeben. Ich dachte mir eine Geschichte aus: Unser Flüchtlingstreck wurde bombardiert, meine Eltern sind dabei ums Leben gekommen und ich bin alleine übrig geblieben.

Noch lange beschäftigte es mich, wie der deutsche Kommandant von Bar sich davon überzeugt hatte, dass ich kein Jude war. Mir war es bestimmt, zu leben, und deshalb hatte auch mein Vater, der ein aktiver Anhänger neuer Ideen war, mich bei meiner Geburt nicht beschneiden lassen. Es ist wohl so, dass das Leben und das Schicksal eines Menschen ihm schon vor seiner Geburt vorherbestimmt sind. Wie dem auch sei, diese Entscheidung meines Vaters rettete mir das Leben – der Deutsche glaubte mir und hielt mich für einen Ukrainer.

...

Ich hatte Angst zu schlafen, denn im Traum rede ich oft, und ich hatte nur Albträume, wenn ich schlief. Ich hatte so viel Schreckliches erlebt, Verhöhnung von Juden im Getto und Erschießungen, und in der friedlichen Zeit meiner Kindheit hatte ich mit Gleichaltrigen Jiddisch gesprochen. Wenn ich nun im Schlaf Jiddisch reden würde – nicht auszudenken! Im Getto waren nach dem ersten Pogrom nur wenige Burschen meines Alters übrig geblieben. Alle anderen waren vernichtet worden bei diesem ersten Pogrom. Zuhause, mit meiner Mama und den Schwestern, sprachen wir nur Russisch. Wie auch immer, damals fürchtete ich mich sehr, einzuschlafen, und ich bemühte mich, so lange wie möglich wach zu bleiben. Doch die Nacht ging gut vorüber. Die jungen Leute sangen die ganze Nacht hindurch ihre ukrainischen Lieder und kümmerten sich nicht weiter um mich.

...

Am Morgen weckten sie uns alle auf. Wir stellten uns wieder auf, und ein Deutscher verkündete uns in gebrochenem Russisch, dass wir uns jetzt in Deutschland befänden. Dies sei ein Durchgangslager, wir würden uns hier waschen und desinfiziert werden. Danach würden wir fotografiert und dann zur Arbeit in verschiedene Werke und Fabriken in Berlin verteilt. Zum Baden brauchten wir den ganzen Tag. Als wir dran kamen, mit den Sachen ins Bad zu gehen, stellten sie uns in Reih und Glied auf und führten uns ins Bad. Dort zogen wir uns alle nackt aus. Es wurde uns befohlen, unsere ganze Kleidung mit dem Gürtel zusammenzubinden und so zur Dampfdesinfektion zu geben. Ich hatte keinen Gürtel, so band ich meine Klamotten mit dem Strick zusammen, den ich als Gürtel benutzte.

Meinen Mantel legte ich in die Mitte des Bündels, denn dort war ja mein Talisman versteckt. Wie ich zu diesem Talisman kam, daran kann ich mich nicht erinnern. Vielleicht hat ihn meine Mama unbemerkt eingenäht, oder es kann auch sein, dass meine Babuschka Tuba das getan hat, die ich Anfang September 1941 aus Minkowzi hergebracht hatte. Minkowzi ist zwanzig Kilometer von Dunajewzi entfernt. Aber eins weiß ich sicher: Früher war da nichts gewesen im Saum dieses Mantels, ich hatte nie etwas gesehen. Die Manteltaschen waren am Anfang meines Wanderlebens noch ganz gewesen, sie hielten nur die Blutwurst nicht aus, als ich dort in Gortschischno vor dem Polizisten Reißaus nahm. Die Wurst war zu schwer gewesen.

Diesen Mantel hatte mir Tante Tema aus Minkowzi geschenkt. Bei ihr und ihrer Familie hatte ich den Sommer 1940 verbracht. Tante Tema hatte zwei Söhne, Mischa und Grischa. Grischa wuchs, und sein Mantel ging auf mich über. Der ältere Sohn von Tante Tema, Mischa, ging 1940 zur Armee und ich erinnere mich jetzt noch, wie wir ihn verabschiedeten. Grischas Papa, das war mein leiblicher Onkel, war Schneider, und er hatte diesen Mantel

für seinen jüngeren Sohn Grischa genährt. Onkel Moische, seine Ehefrau Tema und ihr jüngerer Sohn Grischa, sie alle wohnten in Minkowzi, und sie alle starben eines qualvollen Todes beim ersten und letzten Pogrom in Minkowzi am 29. August 1941. Durch ein Wunder unversehrt geblieben war damals meine Babuschka Tuba. An all das erinnerte ich mich im Durchgangslager, während ich darauf wartete, dass ich mit dem Bad an die Reihe kam.

Früher hatte meine Babuschka in Dunajewzi gelebt, aber dann hielt ein Mann aus Minkowzi um die Hand ihrer Tochter Mindja an – Onkel Grischa, Leiter des dortigen Sägewerks. Im Sommer 1940 wurde in Minkowzi Hochzeit gefeiert, auch ich und meine Schwester Rosa waren eingeladen. Onkel Grischa ging ein wenig gebeugt, und ich habe ihn als einen guten Menschen in Erinnerung, denn zu seiner Hochzeit schenkte er jedem von uns beiden zehn Rubel – nie zuvor hatten wir so viel Geld gesehen!

Bald gebar Tante Mindja einen Jungen. Damals zog meine Babuschka von Dunajewzi nach Minkowzi um, um ihrer Tochter zu helfen und ihren Enkel zu versorgen. Beim Pogrom, als die Polizei begann, alle Juden aus den Häusern zu jagen, versteckte Tante Mindja ihre Mama, meine Babuschka, im Bett und deckte sie dort mit der Decke und den Kissen zu. Die Polizisten drangen gewaltsam ins Haus ein und jagten alle Bewohner auf den Sammelplatz, aber die Babuschka bemerkten sie nicht. So blieb sie bis zum Abend liegen in ihrem Versteck, unter der Decke und all den Kissen. Als sie im Hof jemanden jiddisch sprechen hörte, wagte sie es und verließ das Bett. Auf der Straße dann erfuhr sie von ihren Nachbarn, was während des Pogroms geschehen war und wie ihre Tochter Mindja mit dem Enkelsohn samt Onkel Grischa umgekommen waren.

Wie hatten diese Nachbarn entkommen können? Das war sehr, sehr selten, was hier in Minkowzi geschehen war. Um fünf Uhr früh,

am 28. August 1941, begannen die Deutschen und die Polizei, alle Juden aus ihren Häusern zu jagen und auf dem Platz in der Stadtmitte zu sammeln. Wer nicht gehen konnte, wurde gleich im Haus oder vor seinem Haus erschossen. Das war nichts ungewöhnliches, so machten es die Deutschen auch in anderen jüdischen Städten und Ortschaften, wenn sie Judenpogrome durchführten. Die Juden in den kleinen Städten lebten in besonderen Judenvierteln, deshalb war es für die Polizei und die Deutschen leicht, sie zusammenzutreiben. Als alle Juden von Minkowzi so beisammen waren, wurde ihnen befohlen, alles Mitgebrachte auf einen Haufen zu legen. Danach jagten sie sie hinunter zum Fluss, am jüdischen Friedhof vorbei und weiter den Fluss entlang. Jene Juden, die versuchten auszureißen, erschossen sie auf der Stelle.

...

Genau um fünf Uhr stoppte der Deutsche, der die Erschießung kommandierte, die Hinrichtung. Die Juden, die schon nackt am Grubenrand standen, mussten sich wieder anziehen und nach Hause gehen. Es waren etwa einhundert Juden übriggeblieben, die nicht erschossen worden waren. Der Deutsche verkündete: „Die Arbeit ist zu Ende, alle nach Haus!“ Und tatsächlich – alle noch Lebenden wurden nach Hause entlassen! Aber alle drei Gruben waren voll geworden – mit ermordeten und verwundeten Juden.

Ich glaube nicht, dass die Deutschen aus Mitleid die Erschießungen beendeten, offensichtlich taten sie dies aus taktischen Überlegungen. Das war ihre Methode. In dieser Zeit konnten Juden von den Deutschen kein Mitleid oder humane Behandlung erwarten. Oder vielleicht war das auch ihre „Ordnung“ – eine neue Ordnung. Immerhin hatten die Deutschen den Juden von Minkowzi vor diesem Pogrom Ende August 1941 eine Sondersteuer, ein Kopfgeld, auferlegt. Sie sollten dem Stadtkommandanten

eine große Geldsumme und Wertgegenstände abliefern – für Großdeutschland. Die gesetzte Frist verstrich, und die Juden hatten es nicht geschafft, das Verlangte aufzubringen. Kurz darauf fand der Pogrom statt. Die paar Dutzend überlebender Juden sollten den Juden anderer Dörfer und Städte erzählen, wie die Deutschen mit den Juden umgingen, die ihre Forderungen nicht erfüllten. So geschah es auch. Die nicht erschossenen Juden verteilten sich auf verschiedene Städte, in denen die Deutschen noch keine Massenerschießungen der jüdischen Bevölkerung vorgenommen hatten.

...

Der Polizist und ich verließen das Dorf. Der Weg war glitschig, der Schmutz klebte an meinen Stiefeln, es war nass und kalt. Ich ging voraus, hinter mir der Polizist. Ab und zu drehte ich mich um mit einem fragenden Blick: „Hier?“ Er verstand, was ich meinte, aber er erschoss mich nicht, sondern sagte nur: „Geh weiter!“ Und ich ging weiter. Gortschischno liegt drei Kilometer von der Straße nach Dunajewzi entfernt, und dazwischen lagen drei kleinere Anhöhen, es ging also mehrmals bergauf und wieder bergab. Der Polizist und ich hatten schon zwei der Steigungen hinter uns und näherten uns der letzten Anhöhe. Der Polizist schwieg, und ich erwartete nun seinen Schuss. Dabei fühlte ich weder Angst noch sonst irgendetwas, ich war wie betäubt. Aber er schoss immer noch nicht. Und jetzt erwachte mein Lebenswille. Ich begriff, dass das jetzt meine letzte Chance war – wenn ich jetzt, vor dem letzten Anstieg nicht wegrannte, hätte ich dazu keine weitere Möglichkeit mehr, dann wäre es zu spät. Langsam gingen wir weiter bergan auf dem nassen Weg. Da - etwa zehn Meter vor uns, auf der rechten Seite, stand ein Traktor auf dem gerade gepflügten Feld! Als wir ganz nahe herangekommen waren, rannte ich los, zuerst um den Traktor herum und dann weiter, so schnell ich nur konnte, vom Weg fort. Die

Blutwurst war mir nun sehr hinderlich beim Rennen, die Blutwurst, mit der ich meine Manteltaschen vollgestopft hatte. Einen Augenblick lang bedauerte ich, dass ich so viel davon genommen hatte – jetzt wurde sie mir wirklich gefährlich! Der Polizist rannte mir nach und schrie: „Halt! Stehenbleiben!“, aber es klebte so viel Ackererde an seinen Stiefeln, dass er nicht weiter rennen konnte, die gute schwarze Erde hingte sich daran wie Gewichtsteine. So gab er einen Schuss ab und noch einen. Aber er traf mich nicht – ich war schon zu weit weg und flog über dieselbe schwarze Erde, es war als hätte ich Flügel bekommen. Der Polizist schoss nicht weiter.

Immer noch frage ich mich, warum er mich damals nicht traf, an diesem 20. Oktober 1942. Er wollte mich doch zum Sammelpunkt bringen, nach Dunajewzi, und viele hatten uns gesehen. Man hätte ihn sicher gefragt, wo dieser kleine Judenbengel geblieben sei. Wer weiß – vielleicht musste er für seine Munition Rechenschaft ablegen und hat behauptet, mit den beiden Patronen mich erschossen zu haben. Es kann auch sein, dass er beschloss, mich leben zu lassen. Wer weiß das schon. Wie auch immer, er hätte mich abknallen können wie ein Rebhuhn. Mit einem Wort, ich begriff, dass ich dem Polizisten entkommen war.

Ich rannte bis zum Waldrand. Es begann zu nieseln. Und wieder die Frage, immer dieselbe Frage: „Wohin soll ich gehen, wohin?“ Hinter mir war ja eine ganze Armee von bis zu den Zähnen bewaffneten Deutschen und dazu jede Menge bewaffneter Polizisten. Ich war schlimmer dran als ein entlaufener Hund: diese ganze Meute jagte mich, sie versuchten mich einzuholen um mich zu vernichten. Sie jagten mich Tag und Nacht, wollten mich umbringen – mich, ein zwölfjähriges Kind! Ich versuchte einen Grund zu finden, warum sie meinen Tod wollten. Eine Antwort habe ich auch jetzt als alt gewordener Mann, nach so vielen Jahren und Jahrzehnten, noch immer nicht gefunden. Warum, wozu?

Nun entdeckte ich also meinen Talisman, nach meiner Flucht vor dem Polizisten von Gortschischno. Die Taschen meines Mantels hatten es nicht ausgehalten, die Wurst war zu schwer gewesen. Sie rissen und die Wurst fiel in den Saum. Als ich sie herausholte um sie zu essen, entdeckte ich meinen rettenden Talisman. Jetzt konnte ich mir auch erklären, warum auf der Flucht über das frisch gepflügte nasse Feld meine Füße nicht den Boden berührten. Ich flog ja förmlich über den Acker. Meine Rettung hatte ich diesem Stückchen Pergament zu verdanken, und ich schätzte es sehr hoch, höher als mein Leben selbst. Denn wäre es gefunden worden, hätten die hebräischen Buchstaben mich verraten, und wenn ich dreimal beteuert hätte, Ukrainer zu sein. Ich hätte es wegwerfen können, aber ich wusste: es schützte mein Leben. Also behielt ich den Talisman. Ich behütete und beschützte ihn, und instinktiv verstand ich, dass es eigentlich umgekehrt war: dass er mich behütet und bewahrt, mein Leben behütet. Ich steckte ihn noch tiefer in den Saum und ging weiter, Richtung Osten, Nacht für Nacht.

...

Wir alle hatten große Angst vor dem Kommandanten, einem Deutschen, für den wir diese Asphaltwege anlegten. Er kam immer mit seinem „Achtspanner“, und er erschien immer unerwartet. Er thronte in einem Sessel, der auf zwei hölzernen Tragstangen befestigt war, und diese Tragstangen wurden von acht kräftigen jüdischen Burschen getragen. In den Händen hatte der Kommandant eine lange Peitsche, mit der er uns alle erreichen konnte, während sie ihn an uns vorübertrugen. Wir alle bemühten uns, nicht aufzuschauen, sondern nur nach unten auf den Stein, den wir mit dem Hammer zerschlugen. Es war verboten herumzuschauen, wir mussten ja Steine klopfen. Und so konnte die Peitsche des Kommandanten uns alle leicht erreichen. Öfters versetzte der Kommandant

auch seinen Trägern einen Hieb. Es brauchte nur einen von ihnen zu stolpern oder zu straucheln, schon klatschte die Knute auf seinem nackten Rücken – denn die Träger waren bei jedem Wetter nackt bis zum Gürtel. Offensichtlich wusste der Kommandant, wie die ägyptischen Pharaonen getragen wurden. Es kann auch sein, dass er zuvor unter Rommel in Afrika gedient hatte.

...

Und nun, kurze Zeit später, waren alle Gettobewohner erschossen worden und ich schlich mich nachts durchs Land in der Hoffnung, auf rumänisches Gebiet zu gelangen. Die ganze Nacht hindurch flüsterte ich ein Gebet, das ich mir damals selbst ausgedacht hatte: Ich bitte dich, Gott, lass meine Mama leben, meine Schwester und das kleine Schwesterlein. Über ein Jahr lang sprach ich dieses Gebet immer wieder, und ich habe es nie vergessen. Ich hoffte auf ein Wunder, aber vergeblich. Alle meine Angehörigen waren beim zweiten Judenpogrom, bei der Liquidierung des Gettos von Dunajewzi, ermordet worden. Auch jetzt noch erinnere ich mich an die Umgekommenen, an die Ermordeten. Meine Mama hatte fünfunddreißig Jahre gelebt, meine Schwester Rosa fünfzehn Jahre und Schwesterchen Schenja insgesamt nur vier Jährchen. Wie konnte man nur Kinder so grausam vernichten! Frauen, Alte, jeden, der jüdischer Herkunft war. Warum? Wofür? Wozu? So wie meine Verwandten kamen sechs Millionen weiterer Juden um. Wofür? Warum?

Schenja war noch so klein, aber tapfer ertrug sie alle Mühsale des Gettolebens. Nicht ein einziges Mal weinte sie. Nach dem Tod ihrer Angehörigen, den sie als kleines vierjähriges Kind erleben musste, hatte sie sich völlig verschlossen. Sie erwartete den Tod, aber genau so wartete sie auch auf die Rückkehr ihres Vaters. Es war ein schmerzhaftes Warten, eine Qual für sie. Sie wartete ohne sich zu beklagen, ohne Worte, schweigend.

Es war, als ob diese Hoffnung, ihren Vater wiederzusehen, sie am Leben hielte. Es ist mir unmöglich, mir vorzustellen, was sie wohl dachte, als sie unter Schreien und Schüssen von Deutschen und Polizisten an der Hand meiner Mama und meiner Schwester Rosa der Ewigkeit entgegenging. In diesem Moment wurde sie erwachsen, sie begriff alles. Sie fasste die Hand meiner Mama und meiner Schwester noch fester, und gemeinsam näherten sie sich der Grube. Alle Angst war vergangen, sie nützte nichts mehr. Keinerlei Hoffnung. Nur das Gefühl, dass bald, in einem Augenblick, alle Qualen vorüber sein würden. Ganz konnten sie es nicht erfassen, der Augenblick war zu kurz. Sie rückten noch enger zusammen. Schüsse. Ihre Seelen verließen diese widerliche Menschenwelt, erhoben sich gen Himmel. Drei Lebenssternchen erloschen – die silberne Schnur war für immer zerrissen.

...

Unser Zug fuhr durch eine uns unbekannte Stadt. Nach einigen Haltestellen hatten wir Berlin erreicht, Berlin-Mitte, und verließen den Zug. Die polnischen Wachleute, die uns begleiteten, stellten uns auf und befahlen uns, beisammenzubleiben und nicht auseinanderzugehen. Wie konnten wir auch? Bei unserem Marsch durch Berlin waren wir alle wie gebannt und verzaubert, einfach überwältigt von dem, was wir da sahen: In den Läden standen Vitrinen voller Lebensmittel und anderer Waren, die gläsernen Vitrinen der Bäckereien waren voll von Brot, schwarzem und weißem, dazu Kekse und Kuchen. Alles war voll! Wir sahen auch Menschen, viele von ihnen waren sehr gut gekleidet. Solch ein Überfluss, und nirgends gab es Menschen, die Schlange stehen mussten. Wir waren gewohnt, in den Läden immer lange anzustehen. Mit großen Augen sahen wir das alles. Auch ohne die Ermahnung der Wachleute wären wir zusammengeblieben, so befremdlich war das alles.

...

Solch eine Schönheit wie sie jetzt vor mir stand, das konnte ich nicht ertragen. Nach fast einem halben Jahr im Juden-Getto, wo man sein tägliches Brot in verschiedenen, immer neuen Dörfern bei den Bauern erbetteln musste – und das war ein harter Überlebenskampf –, nach all dem Flüchten vor dem Erschießen, konnte ich meinen Augen nicht glauben bei all dieser Schönheit und Fülle, die ich da sah. Ich kämpfte mit den Tränen. Sollte ich das glauben, was ich da sah? Es hatte mir geschienen, dass die ganze Welt Mangel litt, und nun das. Ich konnte wirklich nicht verstehen, warum diese Leute uns Juden ermordeten, wir waren doch genauso Menschen wie auch sie. Ich befand mich plötzlich in einer anderen Welt, auf einem anderen Planeten.

...

Nach etwa einer halben Stunde kamen wir im Werk an. Es war ein großes Chemieunternehmen namens Riedel-Werke. Jeder ging zu seinem Arbeitsplatz, wir Neuen wurden auf verschiedene Abteilungen verteilt. Ich wurde von einem schnurrbärtigen Deutschen mitgenommen, er nahm nur mich mit in seine Abteilung. Dort übergab er mich an zwei andere Deutsche, wir waren also nun zu dritt in der Werkstatt. Außer uns war sonst keiner dort. Was in dieser Werkstatt produziert wurde, weiß ich bis heute nicht. Ich weiß nur, dass da große Kisten aus Schweden waren voller Trockenei, und in spezielle Kolben tröpfelte Quecksilber. Ich machte einfach alles, was mir die Deutschen sagten.

...

Eines Tages sagte mir einer meiner Deutschen, dass bald ein großes Fest wäre, „Weihnachten“, und dass er mich zu diesem Fest zu sich nach Hause

einladen wolle. In der Ukraine heißt dieses Fest „Geburtsfest Christi“, aber als jüdisches Kind kannte ich dieses Fest nicht und noch viel weniger wusste ich, was dieses deutsche Weihnachtsfest sein sollte. Ich konnte es kaum erwarten und fragte immer wieder, wann denn nun Weihnachten wäre.

...

Ich konnte nicht begreifen, was da mit mir geschah, es war wie im Traum. Schweigend, die Hand des Deutschen fest umklammert, ging ich durch die Straßen von Berlin. Ich schaute mich ständig um und konnte mir selbst nicht glauben: Ich gehe am hellen Tag durch Berlin und halte mich dabei an der Hand eines Deutschen fest! Nach fünf oder zehn Minuten erreichten wir die Straßenbahnhaltestelle. Bald kam auch unsere Straßenbahn, wir stiegen ein und fuhren einige Haltestellen weit. Bald schon standen wir vor dem Haus meines Deutschen, es war ein großes Haus mit vielen Wohnungen. Mein Deutscher wohnte im zweiten Stock, seine Frau kam uns entgegen und umarmte mich: „Was für ein netter Junge, er ist ja noch ein Kind, wie kann man nur Kinder arbeiten lassen, oh, der Krieg, der Krieg.“ Natürlich sprach sie Deutsch, aber ich konnte ja alles verstehen. Sie redete weiter mit mir und nahm mir meine Jacke ab und die Mütze, die mir ihr Mann auch mitgebracht hatte.

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich nun in der Behausung von Deutschen. Ich war sehr aufgeregt, schließlich fürchtete ich mich Tag und Nacht, dass die Deutschen erfahren könnten, wer ich war, dass ich Jude war. Dazu war ich immer noch ein Kind, und das, was ich hier bei diesen einfachen Deutschen zu sehen bekam, verschlug mir einfach die Sprache: In einem der Zimmer stand ein buntes Tännchen auf dem Tisch. Es drehte sich langsam und war in flackerndes Licht bunter elektrischer Lämpchen getaucht. An dem Tännchen hingen glitzernde Schmuckfiguren und unter dem Tännchen stand ein kleines Väterchen Frost, ein „Weihnachtsmann“.

Auch dieser Weihnachtsmann drehte sich mit dem Bäumchen. Es war wie im Märchen, alles um mich herum war so märchenhaft. Ich sah eine andere Welt, eine Märchenwelt, die mich mit Staunen erfüllte. Da war ein echtes Bade-Zimmer, in dem das Wasser aus dem Hahn kam – kaltes und heißes Wasser! Und die Toilette – nicht ein Loch im Boden, über das man sich hinhockte, sondern man konnte sich auf das Ding hinsetzen. Ich sah das alles mit eigenen Augen und bekam es doch nicht in meinen Kopf. Immer wieder ging ich zu dem Drehtännchen und konnte kein Auge abwenden von diesem Wunder. Ich war einfach nicht dazu imstande!

...

Und immer wieder spickte ich in die anderen Räume – ins Badezimmer, in die Toilette, ins Schlafzimmer. In der Küche zeigte mir die Hausfrau ihren Gasherd – er wurde nicht mit Streichhölzern angezündet, sondern einfach indem man auf einen Knopf drückte. Für mich war das einfach ein Wunder, wie im Märchen. Ich hatte schon Primuskoher gesehen, die mit Kerosin betrieben waren, aber dieses Feuer brannte ohne Kerosin. Solch ein Wunder hatte ich noch nie gesehen.

...

Schnell war ich im Zentrum der Aufmerksamkeit der Gäste. Sie schauten mich an und zwickten mich. Alle interessierten sich für mich und stellten viele Fragen. Mein Deutscher antwortete für mich. Sie versuchten, sich davon zu überzeugen, dass ich auch ein richtiger Mensch war. Sie diskutierten miteinander, wo diese Ukraine wohl sei und wie viele Tage man mit dem Zug dorthin fahren müsse. Einig waren sie sich darüber, dass es dort kalt sei und viel Schnee gebe. Ich war für sie ein lebendiges Ausstellungsstück, eine Kriegstrophäe.

...

Ich durfte bleiben und bei den Deutschen übernachten. Die Hausfrau richtete mir ein Bett auf dem Diwan – sie gab mir ein Leintuch und ein Kissen und eine Decke. Lange konnte ich nicht einschlafen, immer wieder musste ich zur Toilette rennen, schließlich hatte ich auch viel gegessen. Richtiges Essen. Endlich schlief ich ein und träumte wieder von Dunajewzi, von Mama und den Schwestern Rosa und Schenja.

Am Morgen gab mir die Hausfrau etwas zu essen, mittags machten wir uns auf den Rückweg, der Deutsche und ich. Die Hausfrau gab mir einige Stückchen Kuchen mit, damit ich meine Freunde in der Baracke bewirten konnte. Die geschenkte Jacke zog ich an. Mit der Straßenbahn fuhren mein Deutscher und ich zum Lager zurück. Er übergab mich dem polnischen Wachmann und reichte mir zum Abschied die Hand. So trennten wir uns. Das war der zweite Tag des Weihnachtsfestes, er war auch arbeitsfrei.

Als ich in meine Baracke zurückkam, umringten mich meine Bettnachbarn und wollten wissen, wo ich gewesen sei – fast zwei Tage lang, und bei wem. Ich bewirtete sie mit dem geschenkten Kuchen und erzählte ihnen alles, was ich gesehen hatte. Sie glaubten mir, aber als ich dann von der sich drehenden Tanne berichtete – mit dem glitzerndem Spielzeugschmuck, und dann auch noch die bunten flackernden Lämpchen –, wollten sie mir nicht mehr glauben. So etwas gebe es nicht, sagten sie. Ich zog wieder meine Lagerkleidung an und legte die Sachen, die mir der Deutsche geschenkt hatte, ordentlich hin.

So habe ich das deutsche Weihnachtsfest kennengelernt, an Christi Geburtsfest 1942.

Autor:

Karl Iosifowitsch Epstein

Ul. Woroschilowa, 12-11

20300 g. UMAN'

Tscherkasskaja obl.

UKRAINE

Tel. 0038 – 04744 – 3 07 07

Herr Epstein ist heute Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Uman.

Den russischen Originaltext 2001 nach Deutschland gebracht hat Sandra Maisch, sie war als Volontärin des Ebenezer Hilfsfonds in der Ukraine und hat Herrn Epstein dort kennengelernt.

Übersetzung aus dem Russischen und Lektorat:

Gabriele Pässler, Strittmatt 50, D-79733 Görwihl,

Tel. 07754 – 92 94 39

www.g-paessler.de, info@g-paessler.de

*Mitgewirkt hat **Frau Gisela Maisch** – Danke!*

Die Riedel-Werke heute:

Riedel-de-Haen GmbH, www.riedeldehaen.de

Das könnte ein Vorwort sein:

Lebensberichte von Holocaust-Überlebenden waren mir nichts Neues. Ich hatte sogar schon die Gedenkstätte des KZ Auschwitz besucht. Aber dieser Bericht aus der Sicht eines Zwölfjährigen hat mich gepackt. Lebendig im Bergwerk am Stadtrand eingemauert, um Munition zu sparen! Zuvor monatelanges Hungern und Bangen. Das kleine Mädchen, das kein Wort

mehr sagte, seit es seine nächsten Angehörigen verloren hatte. Der deutsche Sklavenhalter mit seinem „Achtspänner“. Rechele. Das von Kugeln durchlöchernte Gartenklo. Wohin nur? Wohin? Die dem flüchtenden Jungen mit der Blutwurst in der Manteltasche nachfeuerten Schüsse. Warum – was haben wir armen ukrainischen Juden den wohlhabenden Deutschen getan, die den Gasherd ohne Zündhölzer zum Brennen bringen und deren Wasser heiß aus der Wand kommt?

Auch den Begriff „Ostarbeiter“ kannte ich schon, er sagte mir allerdings nur wenig. Mein Vater erwähnte in den Erzählungen aus seiner Lehrzeit 1943-1946 zwar immer auch „den Polen“, der in der Schuhmacherei mitarbeitete und je länger, je öfter sagte: „Arme Kinder!“ Mein Vater war sich nicht sicher, ob nicht „armer Günter“ (so sein Name) gemeint war – aber mehr gab es zu diesem Thema nicht zu hören. Ach doch, nachdem die Amerikaner die Stadt eingenommen hatten, erschien dieser Mann nicht mehr zur Arbeit. Der Meister schickte meinen Vater in die Unterkunft, er sollte ihn zum Kommen auffordern – aber der blieb liegen und lachte ihn nur aus. Mein Vater konnte das damals sicher nicht einordnen, er kannte die Zusammenhänge zu wenig. Auch für meine kindliche Logik war es immer ganz klar: Die deutschen Männer waren ja im Krieg und irgendwie musste es weitergehen.

Einige Jahre, nachdem ich diesen ergreifenden Erlebnisbericht übersetzt hatte, erzählte meine Tante, dass auch in ihrem Elternhaus eine ukrainische junge Frau gearbeitet hatte. Das war im Februar 2008. Eine Ostarbeiterin im Elternhaus meiner Mutter! Davon hatte ich nichts gewusst, in all den Kindheitserinnerungen meiner Mutter (geb. 1939) war keine Ukrainerin vorgekommen. Für das kleine Mädchen gehörte sie wohl einfach dazu. Wie hätte ihre Mutter sonst auch die Herausforderungen einer wachsenden, kriegsbedingt relativ vaterlosen Familie bewältigen sollen, die zudem immer wieder evakuiert wurde, wenn wieder einmal die Front dem Oberrhein nahekam? Der kinderreiche Vater war heimatnah eingesetzt und konnte die

Familie in der Nähe seines Einsatzgebietes unterbringen. Jeden Morgen brachte er die Kriegsgefangenen zu den Schwarzwaldbauern und holte sie abends wieder ab. Pflichtgemäß wies er sie darauf hin, dass diese nicht mit den Deutschen zusammen essen durften – ob er es mit der Haushaltshilfe in seiner eigenen Familie auch so genau nahm?

Meiner Tante brachte sie bei, auf Ukrainisch bis zehn zu zählen. Wenn die junge Frau Post bekam aus der Heimat, so meine Tante weiter, war sie den Rest des Tages nicht mehr zu sehen ... Wie es wohl ihr ergangen sein mag nach Kriegsende, nach der Rückkehr in die geliebte Ukraine?

Ich glaube, dass wir Deutschen – auch nach den Wiedergutmachungsleistungen Konrad Adenauers an Israel, dem Kniefall Willy Brandts in Warschau und der Entschädigung für Zwangsarbeiter aus Osteuropa – noch einiges an Hausaufgaben zu erledigen haben. Deshalb habe ich dazu beigetragen, dass dieser Bericht veröffentlicht werden kann.

Gabriele Pässler